

Warum gibt's kein Wirtshaus "Zur Kuh"?

Autor(en): **Herdi, Fritz / Borer, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **118 (1992)**

Heft 17

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-608669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fritz Herdi

Warum gibt's kein Wirtshaus «Zur Kuh»?

Telefonanruf. Eine Mitarbeiterin eines privaten Radiosenders fragt, wie ein Restaurant in der Zürcher Altstadt zum Übernamen «Bluetige Tuume» gekommen sein könnte. Doch, doch, mit dem Wirt habe sie gesprochen. Aber er weiss es nicht.

Tja, jammerschade, wir wissen es auch nicht genau. Das Lokal wurde vor Jahrzehnten schon so genannt. Vielleicht verkehrte

dort anno Toback (was heute weiss der Treu nicht der Fall ist) eine derbe Kundschaft. Vielleicht wurde dort vor fünfzig oder mehr Jahren eine Meinungsverschiedenheit mit Stuhlbeinen ausgetragen. Aber warum ausgerechnet «Tuume» statt «Zeigefinger»?

Wir werden es kaum je erfahren. Es sei denn, ein *Nebi*-Leser kennt sich aus und lässt uns eine Mitteilung zukommen. Was wir einzig wissen: Den «Bluetige Tuume» und den «Bluetige Chnoche» gibt es in mehreren Schweizer Ortschaften. In Zürich existierte sogar ein zweites Restaurant mit diesem Übernamen. Nämlich in Zürich-Schwammendingen.

Gottlieb Duttweilers *Die Tat* schilderte am 29. Januar 1976 die Schwammendinger Quartierbeiz: Ventilation ungenügend, Heizung prähistorisch, Küche in jämmerlichem Zustand, Toiletten «wie im wilde Weschte», die Gaststätte von den Schwammendingern «Bluetige Tuume» und auch «Gummischopf» genannt.

Volkshumor dürfte auch in Augsburg mitgespielt haben, wo sich noch um 1850 im

Die Metzger trafen sich im «Blutigen Wams»!

«Blutigen Wams» die Metzger trafen. In Magdeburg gab's ein Wirtshaus «Fideles Gefängnis», und Bonns ältestes Gasthaus hiess «Der Gequetschte».

Übrigens findet sich in mehreren Schweizer Ortschaften noch ein zweiter Restaurant-Übername. Als Beispiel sei das nicht mehr existierende «Rütli» in Aarau mit länglicher, engrüstiger Form, einem Eisenbahnabteil nicht unähnlich, erwähnt. Die Aarauer nannten es «Das schmale Handtuch». Das gab es auch in Bern. Eine schmale Gaststätte im thurgauischen Frauenfeld hiess gar «De Schpalt».

Und das «Café Grössenwahn» existierte von Zürich bis München und Berlin! Wie bei den Kinos «Revolverküche».

Geradezu berühmt war im Zürcher Stadtkreis 5 das Kafi-Luz-Beizli «Schnuderstube» mit der originellen Wirtin Amanda aus dem Wallis. Es stand sowohl mit diesem als auch mit dem richtigen Namen «Flora» im Telefonbuch.

Nicht weit davon entfernt stiess man auf Wirtschaften übernamens «Pfäffermännli» und «Zementbode». Und dem «Tessinerkeller» im Kreis 4, einst Clochard-Treff, ist bis auf den heutigen Tag der Spitzname «Räuberhöhli» geblieben.

Zürichs «Simplon-Bar» hiess über manches Jahr hinweg «De Vierer», weil Markenwhisky zu nur 4 Fränkli ausgeschenkt wurde. Der «Barfüsser» wurde zum «Fuess», das alte «Sevilla» beim Limmatquai zum «Särwila», ein niedriggebautes und schnörkelloses Ecklokal im Niederdorf zum «Bunker».



JOHANNES BORER

Das «Waldhaus Katzensee» am «Lac de Büsi» fing, als es 1978 Mövenpick-Pachtbetrieb wurde, den Spitznamen «Chatzpick»

Aus dem Mövenpick wurde der «Chatzpick».

ein. Die Wirtschaft des Rudolf Wettstein im zürcherischen Oberfägswil war allseits unter dem Namen «I der Meinig» bekannt; so lautete im Gespräch die Lieblingsformulierung des Wirtes.

Das «Bellevue» auf Steffisburger Boden, neben dem Eingang der ehemaligen Eidgenössischen Pferdeanstalt, hat dieser den Necknamen «Rossgagel-Pintli» zu verdanken. Aus dem «Roten Turm» wurde ein «Toter Wurm». Aus der einstigen «Fischhalle» in Diessenhofen machten die Leute eine «Fischhöll» und sagten schliesslich nur noch: «Mer gönd i d'Höll.»

Im Luzernbiet wirtete ein flott gekurvttes Schwesternpaar; daher der Name «Vier Hinderbagge» für ihr Lokal. Berns «Kornhauskeller» ist «De Chübel», und das schön gelegene «Bierhübeli» hiess vor Jahrzehnten schon – mehr wortspielerisch als salonfähig – «Huerebibeli». Thuns «Beau Rivage» musste sich die Umtaufe «Puurewage» gefallen lassen.

Als Gymnasiast verkehrte ich im thurgauischen Frauenfeld oft im Restaurant «Scharfes Eck», woraus wir «Schaarfe Rank» machten und schliesslich nur noch «im Rank» sagten. Gleichorts wurde ein «Gambrinus» zum «Gampiross». Und aus dem Frauenfelder Gasthaus «Kreuz», wo Goethe am 3. Dezember 1779 abgestiegen war und der junge Gottfried Keller auf dem Weg von Zürich nach München eine Weile logierte (die Mutter musste ihm den verges-

Zum Kaffeetrinken in die «Hutschachtel» gehen?

senen Reisepass nachschicken), entstand, als es Arbeiterwirtschaft und ein bisschen «rot» wurde, volksmündlich das «Rote Kreuz».

Berlins Café «Kranzler» verdankt dem runden Aufbau den Necknamen «Hutschachtel». Und in Anlehnung ans Berliner Kaufhaus des Westens gab's einerseits aus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ein «Taufhaus des Westens», andererseits aus dem Bau der Pschorrbräu ein «Saufhaus des Westens.»

Nicht alles, was nach Spitzname klingt, ist es tatsächlich. Rolf Hochhuth fragte einst:

«Warum heissen tausend Wirtshäuser «Zum Ochsen», keines aber: «Zur Kuh?» Abgesehen davon, dass es auch keine Wirtshäuser «Muni» und «Stier» gibt: Die «Kuhstall-Bar» existiert heute.

Tatsächlicher Lokalname ist, mehrmals in der Schweiz, «Affechaschte». Dann «Blauer Aff» im Thurgau, «Fideler Affe» in Salzburg; auch «Feuchter Stock» und «Gulaschmuseum» in Wien, desgleichen an der Ottakringer Strasse seit 1740 «10er Marie», der älteste Stadtheurige.

Berlin hat «Hundekehle», «Fleissige Biene», «Jenseits», «Bleibtreu», «Untreu», «Reise fidèle». Und «Zur letzten Instanz», wo schon Heinrich Zille seine Modelle in der Stadt traf, in der «Herz mit Schnauze» respektive laut Tucholsky «ausser Stacheldraht und innen Sahnebonbons» Trumpf ist.

Heidelberg hat eine Kneipe «Schnitzelbank», Freiburg im Breisgau ein Lokal

«Institut für Bierologie und Hektoliteratur», den «Teufel» gibt's in Basel, wo auch ein «Cicciolina» (Spitzname des Vorgängerklokals: «Lämpeschtube») und ein «Bistro Extrablatt» existieren.

Ein Basler Lokal hiess 1969 «Bar au dernier sou». Waltenschwil hat «Zum Schoppen», Utzigen «Zum durstigen Bruder», Weil am Rhein «Zwitscherstube», Bernkastel-Kues «Zur eisernen Weinkarte». Und das Restaurant «Zum letzten Batzen» findet man in Binningen, die Pizzeria «Zum letschte Batze» in Engelberg.

Zum Schluss ein Kuriosum am Rande: Wenn man im Berner Oberland über einen sagt, er sei «im «Bäre» z Frutige», dann ist er im Gefängnis. Denn ausgerechnet in Frutigen gibt es gar keinen «Bären», im Kontrast zu zahllosen Schweizer Ortschaften ...

Beigebracht

Dass sie, wenn Geschäftsbesuch kommt, müde werden und in ihr Zimmer gehen muss, hat sie gelernt. Auch, dass sie nicht im Büro anrufen und schon gar nicht vorbeikommen darf. Sogar, dass sie, wenn er sie mal ins Theater oder in die Oper nimmt, besser den Mund hält. Und nicht ständig an seinem Anzug oder der Krawatte herumzuzupfen hat. Nein. Da kann er sich nicht beklagen. Da spürt sie schon ganz grossartig. Nur eines, das will und will ihr nicht in den Kopf: dass er mittlerweile vierzig, Steuerberater und Inhaber eines eigenen Büros mit zwölf Angestellten ist. Und eben nicht mehr der liebe, gehorsame kleine Junge von acht Jahren. Der ihr einmal zärtlich auf die Knie geklettert ist. Davon redet sie ständig. Sooft sie Gelegenheit dazu hat. Warum wohl?

Thomas F. Gehrke